



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert

Martersteig, Max

Leipzig, 1924

Die Jahre 1813- 1815. Freiherr vom Stein und die Verfassungsfrage. Die nationalen Aufgaben. Nachwirkungen des Napoleonismus. Französische Kultur in Deutschland. Kosmopolitische Stimmungen. Die ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71797](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71797)



V

Deutsches Leben nach den Befreiungskriegen

Eine „Schule des Charakters“ sollte der neue Staat werden, den der Freiherr vom Stein auf den von deutschem Blute getränkten Schollen der Heimaterde begründen wollte. Volk und Fürsten, Vaterland und Regierung sollten eine neue Einheit bilden, eine Gemeinsamkeit freigewordener politischer, wirtschaftlicher und sittlicher Kräfte; Rechte und Pflichten sollten gerecht auf alle Stände verteilt sein, so daß nicht mehr die Rechte bei einigen wenigen, die Pflichten dagegen bei den allermeisten wären. Das war in Aussicht gestellt als Lohn für das heiße Ringen um die nationale Unabhängigkeit und zugleich als Ziel der langen geistigen Entwicklungsarbeit der jüngsten Vergangenheit. Die Verleihung verfassungsgemäßer Rechte an das Volk war im Prinzip von den Fürsten zugestanden worden; und dieses selbst hatte zunächst unter der Spannung seiner Empfindungen, nach so glänzender Bewährung seiner Kräfte, eine bis dahin unbekannte Würde, Festigkeit und sittliche Besonnenheit an den Tag gelegt. Das Jahr 1813 gilt uns in Deutschland herkömmlich als die Geburtsstunde des modernen bürgerlichen Staats, als der Anfang jener bedeutungsvollen Entwicklung, deren weiterer Verlauf dem ganzen Jahrhundert Inhalt und Gepräge gegeben hat.

Die Weihe solcher Schicksalsstunden, wo ein Volk auf einen neuen Geist getauft wird, wo statt des Wassers Blut das Gelübde bekräftigt, behält lange ihre mythische Gewalt über die Gemüter. Ihre Illusionskraft ist nicht gering, aber sie trägt die Gefahr in sich, den Blick für das Tatsächliche bedenklich zu trüben. Das Glauben, Hoffen und Begeistern der Massen ist nicht auch immer zugleich die beste Bereitschaft für das Erwägen und Erwählen der Mittel, den neuen Zustand zu schaffen. Das Ethos wird leicht zur Phrase und die ihm verdankte Wohltat zur Plage. Wo sich Widerstände zeigen, Hemmungen, Schwie-

rigkeiten, die ein gleiches Aufgebot ernstestem sittlichen Willens und gleiche Opferbereitschaft von jedem einzelnen verlangen, wie in Zeiten erneuter Krisen, stimmt man gemeinsam das Siegeslied der großen Jahre an und meint damit schon genug getan zu haben...

Die Geschichte läßt uns nicht im Zweifel darüber, daß die dem Volk gemachten Versprechungen mit der auch im politischen Leben gebräuchlichen *reservatio mentalis* gegeben worden waren. Als die siegreichen Heere den Erbfeind aus Frankreich in die erste Verbannung getrieben hatten, die Gefahr endgültig beseitigt schien, war die wirkliche Absicht der deutschen Fürsten deutlich schon hervorgetreten: nicht ein geeinigtes Deutschland wünschten sie, sondern einen föderativen Bund der wieder selbständig gewordenen Staaten; die Wiederaufrichtung ihrer Autonomie, wie sie vor den Kriegen mit der Republik und dem Franzosenkaiser bestanden hatte, und nichts anderes hatten die Regierungen im Sinne. Die reaktionäre Umgestaltung, die das politische Programm des Volksmanns Stein auf dem Wiener Kongreß erfuhr, konnte die klarer Sehenden darum nicht überraschen: „Mit dem Augenblick im Anfang des Kriegs im Jahre 1813,“ schrieb Achim von Arnim 1816 an Görres, „wo ich erfuhr, daß Stein nicht an die Stelle Hardenbergs trete, gab ich auch jedes Dauernde und Tüchtige im Innern unseres Staats verloren.“

Die unmittelbar bemerkbare Verzögerung aller praktischen Maßnahmen zur Neugestaltung des nationalen Lebens ließ darum die vorhandene gehobene Stimmung rasch abflauen und rief an ihrer Stelle eine Gärung in Volkskreisen hervor, durch die der klare Blick für das zunächst Notwendige verschleiert und allerlei Spielereien und Utopien den sachgemäßen Zielen vorgeordnet wurden. Wenn es schon keinen Wein gab, so befränzte man einstweilen doch die Schalen und schuf sich mit Surrogaten einen künstlichen Rausch. Dabei aber behauptete sich doch der Glaube an die heraufkommende Freiheit des Geschlechts, der auch durch die deutlichsten Merkmale der sich vorbereitenden Reaktion nicht mehr zu erschüttern war. Man hielt es lange gar nicht für der Mühe wert, der drohenden Vergewaltigung einen Widerstand entgegenzusetzen, der von den Vertretern der Macht ernsthaft hätte genommen werden müssen. Diese illusionistische Benommenheit des deutschen Volks wurde die Quelle zahlreicher Irrungen, zugleich aber zeigte sie sich in der Folge als die Kraft, die nach einer Schule schwerster Kämpfe, durch Enttäuschung geläutert, unter der Wucht damals noch ungeahnter wirtschaftlicher Einflüsse umgeschweift, einzig doch die nationale Lebensfähigkeit bewahrte und förderte, während die staatliche Abkehr von der eingeschlagenen Entwicklungslinie sich schwer rächen sollte.

Daß in einem so langwierigen Prozeß die geistigen Äußerungen des kulturellen Lebens und besonders die von der Einbildungskraft und von sittlichem Empfinden beeinflussten Tendenzen erheblichen Schwankungen ausgesetzt erscheinen, ist nur natürlich. Die Ereignisse, von denen die deutschen Länder und ihre Insassen — denn von Deutschland und Deutschen zu reden liegt auch für diesen Zeitraum noch keine Berechtigung vor — betroffen worden, waren so wechselreich gewesen, hatten in so jäher Folge ein Auf und Nieder der Stimmungen veranlaßt, auf den nur flüchtig umgepflügten geistigen Brachfeldern war so viel verschiedenartiger Samen ausgestreut worden, daß es nicht wundernehmen kann, wenn die aufgehende Saat von Wünschen, Kräften und Interessen ein wirres Durcheinander darstellte, an dem einzig die Tatsache eines allgemeinen Wachstums erfreuen mochte. Über das Wie und Was der künftigen Lebensgestaltung herrschten sehr auseinandergehende Anschauungen je nach nationaler und sozialer Unterschiedlichkeit. Die in den Überlieferungen des absoluten Staats aufgewachsenen Fürsten dachten anders als ihre von der Zeitphilosophie zu patriotischen Tugenden erzogenen Minister; das Volk wieder hatte andere Ideale als diese und war unter sich, da die Fremdherrschaft sehr ungleiche Eindrücke hinterlassen hatte, auch nur sehr ungleichmäßig für die herantretenden Aufgaben gerüstet. Man braucht sich nur daran zu erinnern, daß die nationale Erhebung eigentlich nur von Preußen ausgegangen war und starken Widerhall nur in Osterreich gefunden hatte, daß aber schon in diesen beiden Hauptländern die endlich zu entscheidendem Handeln bewegenden Ursachen sehr verschieden empfunden worden waren: in dem politisch zusammengeschrumpften kleinen Preußen, wo Sichte und Stein die Geister geschürt hatten, war die Losung „Ehre und Freiheit“ ausgegeben worden; in Osterreich, wo man hauptsächlich der nicht endenden materiellen Opfer und der dauernden, den Wohlstand störenden Unruhe müde geworden war, hatte man nach „Gerechtigkeit und Ordnung“ gerufen. Da hatte sich für alle Zukunft eine Differenz in der Auffassung der nationalen Wiederaufrichtung aufgetan.

Disparater noch war die Stimmung im übrigen Deutschland. Nach dem Westen und nach dem Südwesten des Vaterlands hatte die nationale Bewegung nur abgeschwächte Wellen ergossen. Die Satrapenherrschaft des Napoleonismus hatte hier übel auf die öffentliche Meinung und das soziale Bewußtsein gewirkt. Aber man muß hinzufügen: übel nur im nationalen Sinne. Denn anderseits darf nicht übersehen werden, daß in diesen Ländern, die, gleich den zahlreichen rheinischen Staaten und Staatchen, vorher unter duodezfürstlichen und geistlichen Mißherrschaften unendlich gelitten hatten,

gewisse Wirkungen der cäsarischen Staatszentralisation als Segen und als Erlösung aus drückenden Verhältnissen empfunden worden waren. Millionen Deutschen war unter der Fremdherrschaft entschieden ein Zuwachs an persönlicher Freiheit geworden; sie hatten ein Aufblühen ihres wirtschaftlichen Daseins, das einige Jahrhunderte hindurch unter lebenshemmendem Druck gestanden, erfahren. Die Einführung des französischen Rechts hatte als Wohltat gewirkt und vielfach noch wahrhaft mittelalterliche Rechtsinstitutionen abgelöst. Gegenüber solchen greifbaren, das bürgerliche Leben bestimmenden Vorteilen war in weiten Gebieten die Verkümmern der vorher schon sehr spärlich entwickelten nationalen Empfindung der Massen kaum zum Bewußtsein gekommen. Im Gegenteil: man hatte sich endlich auch einmal als Glied eines großen Ganzen empfinden gelernt. Und die napoleonische Regierungskunst hatte es verstanden, üble Laune eigentlich nicht aufkommen zu lassen, hatte den Beherrschten so viel leibliches Wohlergehen gegönnt als mit den größer verstandenen Interessen des durch den einen mächtigen Mann repräsentierten Staates zu vereinen gewesen war. Dieser Mann aber wußte, daß man Kühen, die gut melken sollen, gute Weide gönnen muß. So waren nicht wenige der nur durch ein ganz loses Band an ihre nationale Kultur geknüpften deutschen Völkernschaften zur französischen Zivilisation hinübergezogen worden. Ein anderes dem gleichen Zweck dienliches Mittel war die Pflege von Wissenschaften und Künsten gewesen; auch diese hatten ihre wohlberrechnete Aufgabe innerhalb des französischen Systems zu erfüllen gehabt. Napoleon hatte sie um so blendender in den Vordergrund gerückt, als er wohl wußte, daß er dadurch das demokratische Bewußtsein der Völker für sich gewann und den Tugenden schmeichelte, auf die jeder Cäsar sich stützen muß. Als Menschenkenner und Menschenverächter hatte er die oberen Gesellschaftsschichten der eroberten Länder in stets großmütiger Sättigung ihrer Eitelkeit für sich einzunehmen gewußt und nebenher nie vergessen, für den Plebs, zu dem blendenden Prunk der gloire, nach bewährtem Rezept für „Brot und Spiele“ zu sorgen.

Die Vergnügungsanstalten in den eroberten Landesteilen wiederherzustellen und zu eröffnen, war darum stets die erste Sorge der Franzosen gewesen; die Theater namentlich hatten ihre Vorstellungen immer sofort wieder aufnehmen müssen — natürlich unter angemessener Reinigung des Spielplans von allem sonderlich Deutschnationalen. Das übrige hatte sich dann von selbst ergeben: Genußsucht, Eitelkeit, Habgier und das immer bereite Haschen nach persönlichen Vorteilen warben für die zu begründende neue Kultur unter der Ägide des kaiserlichen Adlers in kürzester Zeit und für alle

Verteidiger der unbeirrbar deutschen Tugenden beschämend erfolgreich. So war in einem großen Teile Deutschlands von einem lebendigen Empfinden der nationalen Schmach gar wenig zu merken gewesen; solange nicht gerade der Geldbeutel durch Kontributionen in Anspruch genommen war, hatte man sich gemeinhin der Bewunderung des Erbfeinds nicht ent schlagen können. In vielen wesentlichen Punkten war die erobernde Kultur als die reifere empfunden worden; und da sie zudem die mit Macht ausgestattete war, hatte man kaum einen Widerwillen gefühlt, sich in ihr einzuleben. Fürsten und Adel waren hierin mit belehrendem Beispiel vorangegangen.

Auch viele der führenden Geister in Wissenschaft und Kunst hatten dem Zauber der großen Persönlichkeit und den verlockenden Vorteilen der weitzügigen Zivilisation, die mit dem Eroberer heraufzukommen schien, nicht widerstehen können. Die deutschen Künstler und Gelehrten wußten freilich kaum, welche geringe Einschätzung sie von dem korsischen Imperator erfuhren; das Napoleonwort: „Ich betrachte die Gelehrten und die Männer von Geist wie Koketten; man muß sie sehen, mit ihnen plaudern, aber weder die einen zur Frau noch die andern zu Minister nehmen“ — war ihnen damals noch unbekannt. Goethe selbst, den der Franzosenkaiser als einen „Menschen“ unter Larven anerkannt hatte, meinte kopfschüttelnd: „Er ist ihnen zu groß!“ Ihm, dem übermütigen aber auch weit-sichtigen Emporkömmling war der größte Deutsche nicht zu groß erschienen, als daß er nicht versucht hätte, auch ihn vor seinen Siegeswagen zu spannen. Kaum anderes bedeutete es, als er Goethe anregte: „Sie sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire, schreiben; das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen.“ Napoleon nannte nach diesem Gespräch den „Monsieur Goett einen bedeutenden Theaterkenner“. Wie Goethe damals aber dachten gar viele der führenden deutschen Geister — die hätten führen sollen! — daß dieses „Zeug der Welthändel“ sonst zu nichts zu brauchen sei, als künstlerische und philosophische Abstraktionen daraus abzuleiten. Bei Georg Brandes findet sich die Anekdote, die die oben umschriebene Tatsache illustrierend bestätigt: „Als Hegel seine Schlußworte der ‚Phänomenologie des Geistes‘ schrieb, daß die Weltgeschichte nur ein heiteres Spiel des sich in Geistesgestalt wissenden Geistes sei — da hielt Napoleon zu Pferde vor den Toren Jenas.“ Und aufrichtig stolz schreibt Hegel ein Vierteljahr später: „Wie ich schon früher tat, so wünschen jetzt alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheueren

Unterschied ihrer Anführer und des gemeinen Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann." Angesichts der breiten Wirkung, die Hegels Staatslehre künftighin in Deutschland ausüben sollte, tut man gut, an solche Ausgangspunkte dieser Weltanschauung sich zu erinnern, um ihren eigentlichen Charakter zu verstehen: die Weltgeschichte nur ein heiteres Spiel des sich in Geistesgestalt wissenden Geistes — nicht das Ergebnis der von den Kollektivinteressen diktierten Kämpfe der Rassen und der sozialen Gruppen, deren entscheidende Ausgänge abhängig sind von der Kraft und Ausdauer der Tüchtigeren. Ein „Spiel“ das Werden und Vergehen mächtiger Weltreiche, weil der in Geistesgestalt sich wissende Menscheng Geist den Wahn seiner Eitelkeit gern zur sittlichen Weltordnung aufbauscht. So mochte es freilich gelten, bis dieses Spiel zum bitteren Ernst der Tragödie sich wandelte.

Erinnert man sich dieser Zustände und Stimmungen, die anhielten, bis endlich das Schicksal selbst das dämonische Werkzeug, das es gebraucht hatte, zerbrach, und daß eigentlich auch dann unter den Millionen von Awaitenden, Stumpfen, Geduldigen, in behaglichem Egoismus Dahinlebenden nur eine verschwindend kleine Schar Mutiger aufstand, die die Flammen, die ins Vaterland schlagen sollten, schürten, durch die das große Werk der Befreiung und der Umänderung der gesamten europäischen Lage endlich gelang, so erscheint es beinahe nur natürlich, daß der erweckte Volksgeist, der einstweilen nur in der Kraft erregten Affektes sich stark gezeigt hatte, der nun benötigten bildenden Fähigkeit zunächst entbehrte. Wurden dann aber gar die eigentlichen Urheber der Wiedergeburt, die wohl wußten, daß mit der Besiegung des Feindes nur ein erster Schritt zur Gründung eines neuen Deutschlands getan war, beiseite geschoben, konnten und durften sie nicht nachdrücklich als Erzieher der Nation weiter wirken, so war abermaliger Verfall des Volksgeistes unvermeidlich. Und die Symptome dafür ließen nicht auf sich warten.

Eines nur unter vielem: Wenn nachgeborene Generationen nicht nur ein Recht, sondern sogar die Pflicht haben, der menschlichen Größe, auch wenn sie vormals als Feind und Geißel ihrer Vorfahren erschienen war, gerechte Würdigung zu zollen, so hängt es doch dem empörend mißhandelten deutschen Volke als unnatürliche Schwäche an, daß kaum, als die ersten Wunden verhärscht waren, in breiten Schichten eine widerwärtige sentimentale Verherrlichung der Napoleonlegende Mode werden konnte. Eine Mode, die auch der glühende Napoleonhaß der aus dem Königsberger Tugendbund erwachsenen Patrioten nie ganz verdrängte. Man sollte glauben, das damalige Geschlecht hätte bis zur Erfüllung des Befreiungswerkes,

also bis zur wirklichen Herstellung eines freien Deutschlands, Napoleon betrachtet, wie Kleist ihn vom Schüler im „Katechismus der Deutschen“ schildern läßt: „als einen der Hölle entstiegene Vatermördergeist, der herumschleicht in dem Tempel der Natur und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist“. Das war freilich leidlich geschmacklos ausgedrückt, aber es gibt im Leben der Nationen Augenblicke, wo Geschmacklosigkeit ihnen besser ansteht als sentimentale philosophische Einsicht. Von solcher Betrachtung war jedoch auch nach dem Kriege wenig zu spüren. Wohl aber findet man im Jahre 1828 von einem vornehmen Stuttgarter Verlag ein Werk angezeigt unter dem Titel: „Napoleons Ehrentempel“, und um die nämliche Zeit spielte man ein deutsches Lied auf den Edelmüt des General Bertrand und die Romantik von St. Helena auf allen Drehorgeln . . .

Wenn Sichte der Nation gezeigt hatte, wie die sittlichen Postulate der Kantischen Philosophie, in reale Kräfte des Volkstörpers umgewandelt, zur Waffentüchtigkeit, zum Erfassen volkstümlicher Ehr- und Freiheitsbegriffe führen konnten, so hatte der Freiherr vom Stein dem ideellen Programm das der praktischen Aufgaben gegenübergestellt: der geforderten sittlichen Pflicht sollte das Recht der Mitbestimmung über Staat- und Volkswohlfahrt als Lohn und logisch notwendiges Korrelat zugestanden werden. Die bewegende Grundidee der französischen Revolution: die Souveränität des Volkes, war also gewissermaßen in einer deutschen Übersetzung als politisches Ziel einer notwendigen Reform anerkannt und damit sanktioniert worden. Dieser innere Zusammenhang der deutschen Bewegung mit den Leitmotiven des furchtbaren Sturmliedes, das noch in den Gemütern nachzitterte, war natürlich von den Regierungen keinen Augenblick verkannt worden. Man hatte sich schwer genug in das für die Notlage Unvermeidliche gefügt und sich heimlich wohl immer seufzend zugestanden, was Baron Marwitz später laut zu sagen den nicht zu beneidenden Mut hatte: „daß Stein noch größeres Unglück über die Monarchie gebracht habe als Napoleon“. Dieses „Unglück“ war aber nun einmal — unwillig zwar im tiefsten Herzen aber doch unzweideutig — durch den Erlaß von 1810, der die Herstellung einer Konstitution versprach, vom Fürsten Hardenberg als historische Notwendigkeit anerkannt worden; und obwohl schon das Pariser Friedensinstrument von 1814 deutlich genug erkennen ließ, daß der föderative Charakter des geplanten deutschen Bundes ein Verfassungsrecht auf konstitutioneller Grundlage ziemlich illusorisch machte, war, dem preußischen Volke wenigstens, das gegebene Versprechen durch die Verordnung vom 22. Mai 1815 nochmals ausdrücklich wiederholt worden.

Das nach vollzogenem Frieden allerorten zutage tretende Schwanken zwischen Wollen und Vollbringen, das halbe Zusagen und Wiederzurückziehen, die bald energielose, bald in maßloser Willkür sich äußernde Politik der Regierungen waren üble Anzeichen dafür, daß in einer solchen Schule des Staates jedenfalls nur sehr bedenkliche Charaktereigenschaften bei den Regierten großgezogen werden würden. Wenn schon in den Kabinetten nur Eifersucht, eigensinniges Festhalten an kleinlichen Interessen der Autorität und der Etikette, von diplomatischen Hohlköpfen zu Lebensfragen aufgebauscht, zu unaufhörlichem Markten herüber und hinüber führten, konnte von dem politisch noch in den Kinderschuhen laufenden Volke eine rationellere Behandlung seiner Angelegenheiten kaum erwartet werden. Indem man ferner an seinen als berechtigt zugegebenen Ansprüchen immer wieder drehte und deutelte, erzog man sich unflug und gewaltsam aus dem von unklarem aber doch gutem Willen beseelten Volk Rebellen: eine allen Extremen zuneigende Opposition und die den Volkscharakter vollends verderbende Neigung, auf krummem Wege zu erreichen, was auf dem graden, trotz aller heiligen Zusagen, nicht zu erlangen war. An Stelle des vertrauensvollen Rechtsbewußtseins trat nun auch beim Volke das Prinzip des Rechts und Feilschens; und damit wurde frühzeitig schon der ganzen Emanzipationsbewegung der Keim der Zersetzung eingepflanzt, der ihre sittliche Kraft und Würde bedenklich untergrub. In tragischer Verblendung nahmen dann die Regierungen aus den ersten Erzessen der aufgeregten Opposition den willkommenen Anlaß, aus der Halbheit in eine ausgesprochene reaktionäre Stellung zurückzukehren, und drückten dadurch dem politischen und kulturellen Leben der Nation jenen unheilvollen Stempel auf, der für die erste Hälfte des Jahrhunderts und darüber hinaus die Ohnmacht unseres Volkes in seiner politischen Entwicklung kennzeichnet.

Das Ziel der gewünschten Emanzipation klar zu erkennen, war wieder nur eine verschwindende Minderheit reif; der großen Masse schwebte nur ein sehr allgemeines Ideal von Glückseligkeit vor. Da schwirrten die seit drei Jahrzehnten ausgestreuten Ideen in den unreifsten Vorstellungen durch die Köpfe. Zu praktischen Äußerungen waren jene Ideen kaum je gelangt — außer eben in letzter Stunde zum einmaligen Aufschwung des „heiligen“ Krieges; sonst hatten sie fast nur die Beschäftigungen der Muße ausgefüllt und sich eigentlich nur der Literatur und dem Theater zugewandt. Es mag selbst Einsichtigen und Edelwollenden schwer zu denken gewesen sein, wie das damalige Volk im Sinne der von Stein intentierten inneren Politik hätte fruchtbar eingreifen oder zu solchem Tun auch nur erzogen werden können. Die damals besonders ruchlose Vielschreiberei —

bei der Abwesenheit einer kritisch läuternden Presse von volkstümlichem Charakter doppelt verderblich — hatte verheerend gewirkt; sie hatte sich allmählich jeder Anregung, die von den wirklich Kämpfenden und Schaffenden der großen Zeitwende ausgestreut worden war, bemächtigt, jede aber nachdrücklich für die Bedürfnisse und den Geschmack des Philisters breitgeschlagen. Wie ehemals die Ritter- und Räuberliteratur, die ‚Götter‘ und die ‚Räuber‘ hervorgerufen hatten, liefen nun zahllose Romane um, Erzählungen, Theaterstücke über die Abarten der freimaurerischen Ideen, des Illuminatenwesens, die Gründungen geheimer politischer und auf Sittenverbesserung hinstrebender Bünde. Allerdings schwärmte und sprach nun schon seit dreißig Jahren jeder Kannegießer, jede empfindsame Jungfrau von Emanzipation; aber nur die Karikaturen auf die Dummheit spekulierender Vielschreiber spukten in den Gehirnen. Man begeisterte sich für ‚Rinaldo Rinaldini‘ ebenso wie für Karl Moor und sah in jedem Juden ohne weiteres einen Nathan. Jede sentimentale Bühlerin wurde zu einer Milford hinaufgeschraubt; jeden Neger oder Indianer begrüßte man als einen gleichberechtigten, alle Europäer an Edelmuth gewöhnlich tief in den Schatten stellenden Menschenbruder. Neben diesem Unwesen der Aufklärung und Humanität um jeden Preis aber behauptete sich, ebenso eifrig kultiviert, der Hang zu allerlei Mystik, zu Geisterwesen und Zauberei. Die erotische Literatur der Zeit ließ wieder am liebsten ihre verführerischen Farben aus orientalischen Harems, aus Andalusien und Venedig oder sonst einer recht fern gelegenen, verlockenden Gegend. Der Abenteurer in jeglicher Gestalt war das eigentliche bewunderte Ideal der Zeit, ob er nun Napoleon, Lovelace oder Cagliostro hieß.

In diesem „kultivierten moralischen Lazareth“ war Kozebue der richtige Heilsquacksalber gewesen. Die Romantiker hatten dann hygienisch zu wirken gesucht, indem sie die vorhandenen Neigungen zu vertiefen und zu veredeln trachteten, ohne ihnen ein fremdes Ideal aufzunötigen, wie der Klassizismus es ihrer Meinung nach wollte. Ihre Wirkung und die der „Romantischen Schule“ wird darum zunächst zu betrachten sein, nachdem einige ihrer Taten uns schon auf dem Boden des Goethischen Theaters beschäftigt haben.

Der Begriff „Romantische Schule“ ist sehr weitgespannt und foppelt schroffe Gegensätze der Richtungen und Leistungen, namentlich aber sehr verschiedene Phasen der Entwicklung der ihr angehörenden oder zugewiesenen Persönlichkeiten unter eine eigentlich sinnwidrige Aufschrift zusammen. Nicht einmal als Gegensatz zum „Klassischen Idealismus“ darf das Wesen des Romantischen bezeichnet werden. Sowohl der erste Romantikerkreis in Jena als auch die späteren Romantikergruppen in Berlin und in Heidelberg be-